

Warum Essays? - Nachdenken über mich bei meiner Arbeit in meiner Zeit

I.

Nach dem Ende meiner Erwerbsbiographie im Frühjahr 2011, persönlich nun von stetigem Akquisedruck befreit, dachte ich, mich, weiterhin eng verbunden mit meiner früheren Forschungsgruppe, mit neuem Schwung an die Fortsetzung meiner alten Arbeit machen zu können. In Gestalt einer Vereinsgründung und der „Dortmunder Forschungsgruppe Arbeit Prävention, Politik“ (www.DoFAPP.de) gab es dazu einen organisatorischen Rahmen. Meine gleichzeitige Mitarbeit im „Forum Neue Politik der Arbeit“ (www.fnpa.de), an dessen Gründung ich 2001 beteiligt gewesen bin, versprach zudem eine wechselseitige Flankierung von Forschung und arbeitspolitischem Engagement. Doch es zeigte sich sehr schnell, dass ich da zu kurz gedacht hatte. Meine Kooperationsbezüge zu meiner alten Forschungsgruppe waren in den Jahren zuvor zum Teil zähflüssig geworden. Aus der Gruppe heraus gab es starke Anstrengungen, langjährig bearbeitete zentrale arbeitssoziologische Fragestellungen, grundlagentheoretisch besser fundiert, im Rahmen eines theoretischen Konzepts mittlerer Reichweite in einem neuen Anlauf zu bearbeiten. Die Zwänge der Drittmittelforschung waren dabei unausweichlich – und sie begrenzten und beeinflussten unvermeidlicher Weise auch den theoretischen Blick. Alles kam darauf an, bestimmte spezialdisziplinäre Debatten neu aufzumischen. Meine treibenden Motive hingegen waren andere, wie ich rasch merkte. Ich war stärker industriesoziologisch orientiert, und ich war mir nicht einmal mehr sicher, ob ein derartiger zugleich arbeits- und industriesoziologischer Neuanlauf angesichts der epochalen Umbrüche der Zeit, mit denen wir uns im Rahmen des „Forum Neue Politik der Arbeit“ seit Jahren intensiv beschäftigt hatten, so einfach möglich wäre. Mich drängte es angesichts des Epochenbruchs im Zeichen des neoliberalen Rollbacks¹ zunächst zu einer Bilanz meiner Berufsbiographie. Nach zwei Jahren habe ich sie 2013 vorgelegt. Daneben wollte ich mein arbeitspolitisches Engagement fortsetzen. Aus meiner Bilanzierung heraus interessierten mich offene grundlagentheoretische Fragen in multidisziplinärer Perspektive. Zugleich wurden philosophische Fragen für mich in diesem Zusammenhang wichtiger. Sie hatten mich im letzten Jahrzehnt meiner Erwerbstätigkeit schon zunehmend umgetrieben.

Reibungen in den Beziehungen zu Mitgliedern meiner alten Forschungsgruppe konnten da nicht ausbleiben. Ich beließ es so über mehrere Jahre bei einer ruhenden Mit-

¹ Vgl. dazu die „Spandauer Thesen“ in dem von Mitgliedern des Steuerungskreises des FNPA herausgegebenen Sammelband zu „Strategien für eine neue Politik der Arbeit“ (Scholz u.a., Münster 2006). Im vorliegenden Band komme ich in meinem Essay über „Arbeit und Politik: Vom missglückten Versuch, ein Projekt zur Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft anzustoßen“ näher auf diese Thesen zu sprechen.

gliedschaft in der gemeinsamen Forschungsgruppe. Erst nach vier Jahren bot es sich für mich an, noch einmal in ein bereits laufendes Forschungsprojekt einzusteigen, in dem es um die Frage nach den Demokratisierungspotentialen heutiger „neuer“ Arbeit ging. Im Rückblick kann ich feststellen, dass die Entscheidung, für längere Zeit ganz aus der empirischen Arbeitsforschung auszusteigen, meiner Arbeitsproduktivität gut bekommen ist. Ich habe seither vier Bücher veröffentlicht. Auf einer eigenen Homepage, die ich bereits Ende 2010 eingerichtet hatte, hat sich die Zahl der Texte in knapp fünf Jahren auf nunmehr über sechzig Aufsätze und Essays verdoppelt. Aufsatzveröffentlichungen in Sammelbänden und in Zeitschriften kommen hinzu. Meine Homepage erfreute sich in den ersten vier Jahren ihrer Existenz einer stetig wachsenden Besucherzahl. Einige wenige Texte wurden in den ersten Monaten, nachdem sie online waren, ungefähr so häufig heruntergeladen, wie sich wissenschaftliche Bücher aus kleinen spezialisierten Verlagen heute verkaufen.

Von Beginn an gab es auf meiner Homepage die Rubrik Essays. Dazu wurde ich nicht zuletzt durch die drei Essays aus den Jahren 2008/9 angeregt, die nun auf den noch älteren Text zu „Kurzweils Traum“ folgen, den ich allerdings erst später zu einem Essay ausgearbeitet habe. Doch die Rubrik geriet mir, wie ich nach einigen Jahren bemerkte, zu einer Residualkategorie. Ich habe sie nach und nach inhaltlich ausgedünnt und letztlich ziemlich vernachlässigt. Ein Beitrag „Nachdenken über Philosophie“ zum Beispiel wanderte von hier zunächst zu den philosophischen Texten und dann in ein anderes Buchmanuskript, das es nur auf meine Homepage geschafft hat. Einen anderen Essay, mein „Nachdenken über Poesie“ habe ich später ebenfalls im Rahmen dieses E-Books veröffentlicht. Parallel verschwand er zeitweilig von meiner Homepage. Da sich das Buch nicht verkaufte, habe ich es später unter den literarischen Texten neu auf meiner Homepage aufgenommen. Solche „Verschiebebahnhöfe“ gab es mehrfach. Im Eifer meiner Arbeit - zum einen an meinen Buch- und Aufsatzveröffentlichungen, zum anderen der stetigen Aktualisierung meiner Homepage, bei der meine Konzentration immer den neu entstehenden Aufsätzen galt – blieben die „Essays“ so im Schatten meiner Aufmerksamkeit. Das änderte sich in dem Moment, in dem ich, im Sommer 2014, damit begann, Arbeiten zu einigen neuen Essays aufzunehmen.

Als ich 2008/9 meine ersten Essays schrieb, hatte ich diese literarische Form noch nicht gründlich durchdacht, Es war damals ganz einfach die Wahl einer weniger streng wissenschaftlichen Form, besonders geeignet dort, wo ich neue Themen fand, auf die ich mein Interesse richtete. Sie erlaubte mir, „frei nachzudenken“. Ich gestatte mir gegebenenfalls den Verzicht auf sorgfältige Zitationen, oder ich führte einen Gedanken aus und hielt ihn erstmal fest, auch wenn ich dabei merkte, dass unversehens neue Fragen auftauchten, weitere Lektüre und weiteres Nachdenken nötig waren. Es störte mich dann kaum, wenn weiteres vertiefendes Nachdenken geboten schien, mein sonstiger Arbeitsfluss mich aber an der systematischeren Berücksichtigung weiterer wissenschaftlich begründeter Positionen gerade hinderte. Ich habe meine Essays also trotz eines eher vorläufigen Charakters in die Dokumentation meiner Arbeiten aufgenommen, wenn mir das Thema wichtig war, es mich persönlich

bewegte, ich meinte einen vorzeigbaren Stand erreicht zu haben. Und in meine Überlegungen habe ich Einschätzungen eingestreut – und dann in ihrer subjektiven oder biographischen Prägung gekennzeichnet. Bei Texten für das Netz schien mir das vertretbar zu sein.

Erst eine Generalinventur meiner Homepage im Frühjahr 2015 veranlasste mich, über den Begriff des Essays genauer nachzudenken. Die höchst anregende Lektüre von Saul Framptons Buch über Michel Eyquem, Seigneur de Montaigne kam mir dabei zu Hilfe.² Mir war nicht bekannt gewesen, dass dieser Philosoph der Renaissance mit seinen „Essais“ diese Form des Schreibens für sich als stetiges Probieren und Versuchen (essayer) in seiner Auseinandersetzung mit den „Fragen des Lebens“ erfunden hat. Ihm geht es um Reflexionen über eine unglaubliche Fülle von Themen, aber „im Zentrum seiner Myriaden von Interessen steht (...) die Erfahrung seines Selbst“, so Frampton. In seinen Essays entfaltet er also immer auch eine ausgesprochen subjektive Sicht auf die Gegenstände seines Interesses. Zugleich betreibt er diese Arbeit aber ausgesprochen systematisch und auf der Höhe des philosophischen und wissenschaftlichen Denkens seiner Zeit. Es ist kennzeichnend, dass er seine Essays immer wieder neu zur Hand genommen, erweitert und überarbeitet hat.

Es handelt sich bei ihm somit eher um eine systematische Arbeit zu persönlich, also auf sich selbst bezogen, als bedeutsam erfahrenen Problemstellungen, mit der er im Übrigen beginnt, als er sich im Alter von 38 Jahren, „verschlissen von der Knechtschaft des Hofdienstes und der öffentlichen Ämter (...) in den Schoß der gelehrten Musen“ zurückzieht. Er zieht sich also in die „vita contemplativa“ zurück, und er bearbeitet die ihn interessierenden Themen mit größter Sorgfalt. Aber die Bearbeitung ist undenkbar ohne die systematische Beachtung des Bezugs, den der Autor selbst aus unterschiedlichen, biographischen, in einzelnen Erfahrungen wurzelnden, ihm durch besondere Anlässe sich aufdrängenden Gründen zu seinem Gegenstand hat. Seine Essays entwickeln sich so in einem Zeitraum von 20 Jahren, wie Frampton feststellt „von einem simplen Zeitvertreib zu einer Art Neusichtung, Neubestimmung und Neugestaltung seines Lebens – und die Weltsicht des großen Skeptikers wandelt sich „im Verlauf des Schreibens auf erstaunliche Weise (...) – von einer Philosophie des Todes hin zu einer Philosophie des Lebens“. Er beginnt damit, „die Verzweiflung“ – über den Tod des Vaters, in seiner Zeit eines vom Bürgerkrieg zerrissenen Frankreichs – „abzustreifen und die Beschaffenheit des einfachen Erdendaseins zu ertasten“. All das macht ihn philosophisch zu einem Vorläufer der französischen Aufklärung.

Unter diesem Blickwinkel ergibt sich bei Montaigne die auf den ersten Blick weniger strenge Form wesentlich daraus, dass er ganz bewusst nicht darauf verzichtet, die eigene Person und die durch sie hergestellte subjektive Perspektive systematisch in die Reflexion eines Thema/Gegenstands seines Interesses einzubeziehen. Doch zugleich unterwirft er sich der Strenge philosophischen Denkens und tritt in der „vita

² Frampton, S. (2011): Wenn ich mit meiner Katze spiele – woher weiß ich, dass sie nicht mit mir spielt? Montaigne und die Fragen des Lebens, München

contemplativa“ sehr bewusst aus dem geschäftigen Treiben der Menschen der Praxis in einer Weise zurück, wie sie Hannah Arendt in ihrer Schrift über „das Leben des Geistes“ dargelegt hat. Ich habe mich in meinen „Philosophischen Reflexionen“ bei der Lektüre von Denis Diderot und Hannah Arendt“ systematisch damit auseinandergesetzt. Montaigne drückt das wie folgt aus:

„Besonders zu dieser Stunde, da ich merke, wie sehr mein Leben an Zeit abnimmt, will ich, dass es an Gewicht zunehme; ich will der Schnelligkeit seiner Flucht durch die Schnelligkeit meines Zugriffs Einhalt gebieten....Je kürzer ich das Leben noch besitze, desto tiefer und umfassender muss ich von ihm Besitz ergreifen.“

Man könnte an dieser Stelle also argumentieren, dass gerade dadurch, dass subjektive Perspektiven auf den Gegenstand des Interesses selbst auch zum Thema gemacht werden, die umfassendere Aneignung von Welt erst möglich und das Gewicht des eigenen Nach-Denkens darüber gesteigert wird. Mögliche Scheinobjektivitäten werden vermieden, und der Umstand, dass die subjektive Perspektivwahl immer mit zum Thema gemacht wird, besagt in keiner Weise, dass deshalb die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand selbst mit geringerer begrifflicher Sorgfalt oder weniger wissenschaftlich fundiert, also ohne hinreichende Kenntnis des ‚state of the art‘ erfolgen würde.

Ich bin nun weit davon entfernt, meine wenigen, überwiegend in den letzten drei Jahren entstandenen Essays selbst öffentlich zu bewerten, geschweige denn ihre Qualität und bescheidene Zahl mit denen dieses großen, zu Recht berühmten Essayisten zu vergleichen. Denn Montaigne steht, so Frampton. „an der Wasserscheide zweier großer geistiger Bewegungen des vergangenen Jahrtausends: dem verdunkelten Gewölbe des mittelalterlichen Christentums und dem gewaltigen Erblühen der Wissenschaften im 17. Jahrhundert“. Anders als Renè Descartes beansprucht er „keine absoluten Gewissheiten für sich“. Vielmehr sieht er in den „menschlichen Beziehungen das wichtigste Feld des Erkenntnisgewinns“, für den, auf Grundlage eines erst wiederherzustellenden Vertrauens, Verständigung, Toleranz und schließlich auch Wahrheit folgen. Montaigne ist so, wie Frampton schreibt, „vielleicht der erste Schriftsteller in der Menschheitsgeschichte, der sich mit dem menschlichen Bewusstsein herumschlägt, ohne dabei, wie es Descartes tat, nach Gewissheit zu streben, sondern um zu versuchen, das Leben aus sich selbst heraus zu rechtfertigen“:

Was ihn interessiert, so Frampton, „ist kein abstraktes endgültiges Wissen, sondern eine sich entwickelnde Bekanntschaft, die Nähe, Süße und Nahrung verspricht.“ Er führt seine Leser von „den Kathedralen der Vernunft in die Brandungszone des Daseins“. Wenn es ihm, dabei um Erkennen des/der Anderen und des Dazwischen durch Erkenntnis seiner selbst und um die Erkenntnis des Menschen als empathiefähigen Wesens geht, setzt ihn das nicht nur von Descartes ab, sondern dann markiert das auch einen wichtigen Berührungspunkt zu Denis Diderot. Das Probieren, Erasten, Schmecken des Lebens, methodisch beobachtend und die Beobachtungen in der Form des Essais verarbeitend, konzeptionell durch Einfühlung und Vertrauen, Wechselseitigkeit, setzt ihn zugleich von Francis Bacon ab. Montaigne ist Angehöri-

ger des Schwertadels und als solcher Herr im Verhältnis zu seinen Bediensteten. Dennoch gibt es in seinem Denken kein wirkliches Herrschaftsmotiv – weder im Verhältnis zu den Menschen noch in dem zur Natur. Gegenüber Bacons Aufforderung, der Natur alle ihre Geheimnisse zu entreißen, indem man sie wie auf eine Folterbank spanne, würde er eher wie später Goethe in seinen Maximen und Reflexionen einwenden: „Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf die redliche Frage ist: Ja! Ja! Nein! Nein! Alles Übrige ist vom Übel.“ Montaigne ist Weinbauer. Er lebt mit der Natur. Und die Folter, alltäglich in den Hexenverfolgungen der Zeit, ist für ihn kein Instrument der Wahrheitsfindung, vielmehr „eine gefährliche Erfindung“, die „eher die Standhaftigkeit als die Wahrheit auf die Probe“ stellt.

Er ist zugleich ein Denker der - noch vor dem Aufstieg der Wissenschaften, die die Religion beerben werden – noch seiner katholischen Kirche verbunden bleibt. Nach seiner Nahtoderfahrung gelangt er aber schon an die Grenze des Atheismus, als er erkennt, „dass der Geist notwendigerweise mit dem Körper verbunden ist“ und wir so „nur eingeschränkt Abstand zu unseren Leidenschaften und Gefühlen gewinnen“ können und die „Verletzlichkeit unseres Bewusstseins (es) nahe(legt), dass auch unsere Seele verletzlich ist“. Aber er ist so auch ein Denker aus einer Zeit, der die Vorstellung evolutionärer Entwicklung, geschweige denn einer darin angelegten Tendenz oder doch wenigstens Möglichkeit zum Fortschritt, noch ganz fremd ist. Insofern muss sein Denken durch den christlichen Zeitbegriff begrenzt sein – es kennt Zeiten, aber keine Zeit. Entsprechend sieht er den Menschen und die menschlichen Verhältnisse. Und so bringt er seinen scharfen Blick auf die Potentiale des empathiefähigen Menschen noch nicht in einen klaren Widerspruch zu dem Umstand, dass die Europäischen Gesellschaften seiner Zeit durch in ihnen selbstverständlich erscheinende Herrschaftsverhältnisse und Spaltungen in Arm und Reich geprägt sind. Er beginnt allerdings – durch den vergleichenden Blick auf die „Neue Welt“ zu bemerken, dass dies zivilisatorische Besonderheiten sind, die durch Gewohnheiten bestimmt sind. Zum Ideal des „guten Wilden“ mag Rousseau auch bei der Lektüre einiger Essais Montaignes angeregt worden sein. Aber Montaigne erkennt in den Glaubenskriegen seiner Zeit, dass und wie es gerade die Suche nach letzter Gewissheit und Erkenntnis ist, die zu Parteiungen und Unterparteiungen und zur Zerstörung der Lebensgrundlagen der Menschen führt. Sein zentrales Anliegen ist exakt dagegen gerichtet. Es ist, um noch einmal die zutreffende Interpretation Framptons zu zitieren, „also nicht die Zweifelsfreiheit, sondern eher die lokale Verankerung, der Gewinn eines ‚Heims.‘“ Hier findet sich eine interessante Nähe zu Hannah Arendt, insofern die gegen die Betonung dialektischer Prozesshaftigkeit übergreifender sozialer Entwicklungen immer wieder einen starken Akzent auf die örtlich/räumliche Gebundenheit legt, die allein das Wurzeln-Schlagen ermöglicht. Unter anderem in solcher Begrenzung oder Einhegung sieht sie unsere Fähigkeit der Herstellung von Räumen der Freiheit begründet.

II.

Ich habe mir hier die Zeit genommen, nicht nur die Form des Essays, so wie Montaigne sie verstanden hat, zur Sprache zu bringen, sondern auch auf einige mir besonders wichtige Aspekte der Inhalte und Entwicklung seiner Philosophie einzugehen. Das geschieht mit Absicht; denn ich denke, ich kann in einigen meiner Essays zeigen, dass so manches aus dem Denken dieses voraufklärerischen Humanisten im Hinblick auf die Herausforderungen, denen wir uns heute gegenüber sehen, immer noch hoch aktuell ist. Was ich mir aber in jedem Fall im Blick auf die literarische Form zueigen mache, das ist die versuchende, probende, ertastende Form der Auseinandersetzung mit Themen meines brennenden Interesses, das immer wieder neue Ansetzen.

Was die Form des Essays aus meiner Sicht erlaubt, wenn nicht geradezu fordert, ist zunächst einmal eine Schreibweise, die das hier unter Berücksichtigung höchst subjektiver Erfahrungen und Eindrücke Gedachte dann doch wieder möglichst allgemein zugänglich macht. Ähnlich wie es in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen üblich ist, gehört dazu auch der Verzicht auf sorgfältigste Zitationen. Das entspricht also dieser literarischen Form und es sollte die Lektüre der Texte erleichtern. Hinzu kommt, dass die Verknüpfung von zweien dieser Texte mit einer an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatzproduktion - also stärker objektivierend und in allen Einzelheiten der Argumentation sorgfältig belegt – es dem Wissenschaftler in mir erleichtert, auf genaue Quellenbelege bei Zitationen zu verzichten.

Auf meiner Homepage finden sich inzwischen fünfzehn Essays. Die älteste Vorfassung eines Essays stammt aus dem Jahr 2001. Drei weitere wurden den Jahren 2008/2009 geschrieben. In einem Fall datiert die Erstfassung aus dem Jahr 2011, einen weiteren schrieb ich 2013, alle anderen in den Jahren 2014 bis 2016. Fast alle Essays habe ich wiederholt überarbeitet. Die knappe Hälfte von ihnen ist infolge der erwähnten „Verschiebebahnhöfe“ mehrfach in früheren Fassungen veröffentlicht. Es ging hier nicht einfach um den Abgleich mit den anderen Essays, nein meine Arbeit hatte mich vorangebracht, und an fast allen diesen Essays schreibe ich gelegentlich weiter – so wie das Nachdenken über meine Arbeit in meiner Zeit nie zu einem Ende kommt. Dabei mag man an der Häufung neuerer Texte bemerken, dass es sich hier um eine literarische Form handelt, die ich zunehmend in jüngerer Zeit für mich entdeckt habe.

Der älteste Text ***Kurzweils Traum*** fußt auf einer unveröffentlicht gebliebenen Rezension von Ray Kurzweils Buch aus dem Jahr 2000, das danach fragt, was angesichts des technischen Fortschritts aus dem Menschen werde. Mit Techniksoziologie hatte ich in den Jahren zuvor auch beruflich ein wenig zu tun gehabt. Ich war – philosophisch von Peter Sloterdijks Frage nach den „neuen Regeln für den Menschenpark“ gerade einigermaßen irritiert - eher zufällig auf das Buch gestoßen und bin dann über die visionären Technikträume Kurzweils erschrocken. Offenbar meint der, sie mit der Erörterung des Turing-Tests philosophisch hinreichend behandeln zu können, verschwendet dabei aber auf die philosophische Frage nach *dem* Menschen keinen ernst zu nehmenden Gedanken. Und um *den* Menschen in seiner Lebenswelt

geht es ja immer dort, wo Philosophen die Frage nach unserem Menschenbild aufwerfen. In der späteren Essay-Fassung konfrontiere ich daher Kurzweils Zukunftsvisionen mit einigen Überlegungen, die Gerd Hergt, ein früherer Arbeitskollege von mir, in Auseinandersetzung mit Anfängen der Philosophischen Anthropologie bei Max Scheler angestellt hat. Auf Helmuth Plessners Philosophische Anthropologie, die mich unter anderem in dem Essay „über philosophische Denken“, dem dritten des ersten Blocks, beschäftigt, gehe ich in diesem, Zusammenhang nicht noch einmal vertiefend ein.

Die drei folgenden Essays entstanden in den Jahren 2008/9. Mit **Poesie, Philosophie und Politik** umgreifen sie das thematische Spektrum, das mir in den Jahren zuvor zunehmend wichtig geworden war – bei zugleich wachsender Unsicherheit hinsichtlich der langjährigen herausragenden Bedeutung, die ich meinem Forschungsfeld, der Entwicklung und Organisation der gesellschaftlichen Arbeit beigemessen habe und die mich maßgeblich dazu veranlasst hat, mich diesem Feld als empirischer Arbeitsforscher in meiner Erwerbsbiographie zuzuwenden. Zunehmend drängende Fragen auf dem Feld der Sozialwissenschaften, also meiner beruflichen Praxis, waren also Anlass für diese drei Essays. Und wissenschaftliche, philosophische, und poetisch-literarische Zugänge zur Wirklichkeit, im Hinblick auf politische Gestaltungsprozesse, sind es dann auch, die mich in den weiteren Essays beschäftigen – sei es gezielt vertiefend, sei es mein Themenspektrum im Blick auf auch naturwissenschaftliche Fragen erweiternd. Dabei markieren diese drei ersten Essays eine für mich wichtig gebliebene Plattform.

Hatte zu Beginn in den 1970er Jahren das Marxsche Denken einige Bedeutung für mich gehabt, und waren danach unterschiedliche spezialdisziplinäre Bezüge und Diskurse, wie sie sich nach dem Ende der Marx-Renaissance der 1970er Jahre entwickelten, wichtig geworden, so forderten nun - zusammen mit einem neuen Nachdenken über „Neue Arbeit in einer neuen Zeit“ - die heraufziehenden und immer weniger zu übersehenden multiplen gesellschaftlichen Krisenprozesse in den Feldern von Ökonomie, Ökologie und Politik dazu heraus, die Grundlagen der bisherigen eigenen wissenschaftlichen Arbeit in Frage zu stellen und grundlegend neu zu durchdenken. Nahm ich den Anspruch an die Wissenschaftlichkeit der eigenen Arbeit ernst, dann konnte es nicht ausbleiben, dass ich nun, da die Verhältnisse zunehmend unübersichtlich wurden, mit den eigenen Ansprüchen so meine Probleme bekam. Der Wechsel der Forschungskonjunktoren beendete eine lange Phase sehr erfolgreicher Drittmittelakquisition und die selbstgenügsamen spezialdisziplinären Diskurse der eigenen Zunft begann ich zunehmend als frustrierend zu erleben. In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre waren diese Entwicklungen mit einer tiefen persönlichen Krise verbunden, aus der mir nicht zuletzt erste eher literarische Textproduktionen heraushalfen. Von meinem Studium her Literatur- und Politikwissenschaftler mit schon immer starken philosophischen Neigungen, ist die Schwerpunktsetzung der drei Essays folgerichtig. Sie markieren einen ersten wichtigen Schritt der Aufnahme und Verknüpfung von „Fäden“ aus philosophischen und politikwissenschaftlichen Debatten in meinem näheren und weiteren Umfeld; und sie sind die „Plattform“ von

der aus ich dann nach dem Ende meiner Erwerbsbiographie meine weiterte Arbeit organisiert habe. Die drei Essays gehören also eng zusammen. In dem oben erwähnten E-Book („*Unter dem Brennglas – im weiten Gedankenflug*“), das ebenfalls auf dieser Homepage zu finden ist, habe ich deshalb in einem gesonderten Block eigens eingeleitet und zusammengefasst.

Lange habe ich darüber nachgedacht, ob ich meine späteren, wiederholten Reflexionen über das Philosophieren „**Reflexionen nach dem systematischen „Wiedereinstieg in die vita contemplativa“** und „**Philosophische Reflexionen II zu Fragen nach unserem Welt- und Selbstbild angesichts der Krise des demokratischen Projekts der Moderne**“) unter der Rubrik Philosophie belassen oder – da sie in hohem Maße mein Verhältnis zum Philosophieren betreffen – nun hier unter der Rubrik Essays einstellen soll. Beides hätte seine Berechtigung. Ich habe die Zuordnung zu den Essay schließlich belassen. Vor allem in dem zweiten dieser beiden Essays stelle ich unter Bezugnahme auf die in meinen philosophischen Aufsätzen zuvor behandelten DenkerInnen - insbesondere auf Denis Diderot und auf Hannah Arendt, die sich freilich selbst nie als Philosophin, sondern als Politikwissenschaftlerin verstanden hat - einige Überlegungen dazu an, welche Bedeutung solches Philosophieren für mich heute hat. Die Freude am Wiederentdecken der Philosophie, an der Unbedingtheit des Denkens und dem „Denken ohne Geländer“ (Arendt 2013) kann in Zeiten, für die man wieder einmal sagen muss, dass sie „finstere Zeiten“ sind, durchaus persönlich befreiende Wirkungen entfalten. Man bleibt in seinen inneren Dialogen leichter mit sich im Reinen, und man stärkt zugleich seine eigene Handlungsfähigkeit. Und die ist wichtig, wenn man erkannt hat, dass die Selbstbescheidung in der Rolle des sozialwissenschaftlichen Beobachters der Zeitläufte nicht genügt. Es gilt, sich in unseren derzeit wieder zunehmend „finsternen Zeiten“ nützlich zu machen - und die Essays sind dann eben „sinnendes Handeln“, das die bescheidenen eigenen Versuche zu praktischen arbeitspolitischen eingriffen begleitet und besser fundieren hilft.

Der Essay „**Zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie**“ behandelt ein Thema, das mich in den letzten Jahren, beginnend mit meinen Arbeiten zu „neuer Wirtschaftsdemokratie“ wissenschaftlich immer wieder beschäftigt hat, zu dem mich aber auch einige Gedanken bewegen, für die es sich aus meiner Sicht anbot, sie in Form eines Essays genauer zu verfolgen. Ich möchte in diesem Text an die radikal-demokratischen Ansätze am Beginn des demokratischen Projekts der Moderne erinnern und dann die Frage aufzuwerfen, ob man die bis in unsere Gegenwart ortlos gebliebenen Ideen von Demokratie als einer Lebensform, bei der alle Mitglieder einer Gesellschaft aktiv an ihren politischen Prozessen teilnehmen und so, in einer Formulierung Hannah Arendts „zu handelnden Wesen werden“ nicht von neuem ernst nehmen muss. Es geht aus meiner Sicht darum, Räume zu öffnen und Instrumente zu entwickeln, die dem Demos selbst mehr unmittelbare Teilhabe am politischen Prozess ermöglichen – und es geht, mit Hannah Arendt gegen sie weiter denkend, um die Stärkung solcher demokratischer Rechte auch in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft. Vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen einer Postdemokratisierung

und Refeudalisierung, also in einer Lage, in der sich einmal mehr zeigt, dass der Kapitalismus immer nur ein höchst spannungsreiches Verhältnis zur Demokratie zugelassen hat und vielfach gut ohne sie ausgekommen ist, vergleiche ich dazu Hannah Arendts radikaldemokratischen, an rätendemokratische Vorstellungen anknüpfenden Ansatz mit Helmuth Plessners Überlegungen zur Philosophie der Politik, die – u. a. an Max Webers Verständnis von Politik als Beruf“ anknüpfend - über die historisch erreichten Formen repräsentativer Demokratie nicht hinausgehen, dabei aber auch von radikale Demokratie sprechen, allerdings eher im Sinne von Karl Mannheims Konzept der „fundamentalen Demokratisierung“.

Bei meinem Nach-Denken über mich bei meiner Arbeit in meiner Zeit sind mir nicht zuletzt auch literarische Zugänge zur sozialen Wirklichkeit wichtig. Zu denen hat Christa Wolf in einer ihrer poetischen Vorlesungen zu ihrem Cassandra-Projekt gesagt, sie würden den Blick auf diese Wirklichkeit am wenigsten verstellen. In meinem Essay **„am Anfang und am Ende unserer Zeit“**, zu dem die Erstfassung 2011 entstanden ist, setze ich mich mit zwei eindrucksvollen literarischen Zugängen zu den Krisen unserer Zeit auseinander. Es geht zum einen um Christa Wolfs Cassandra-Erzählung, also ein radikal feministisches Buch, in dem diese große Schriftstellerin zu Zeiten der Nachrüstung Troja auch schon als Parabel für den kommenden Untergang des Realsozialismus nimmt. Zum anderen beschäftigt mich ihr letzter Roman über „die Stadt der Engel“. Darin verarbeitet sie, schonungslos gegen sich selbst, den Untergang der DDR, des deutschen Staates, den sie selbst lange Zeit als den besseren Teil Deutschlands angesehen hat. Mich als zunächst durch Repräsentanten des westlichen Marxismus geprägten Wissenschaftler hat ihre überaus ernsthafte, in den Anfängen wohl noch eher durch ein hegelmарxistisches Denken beeinflusste Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit des Realsozialismus sehr berührt – dies umso mehr als es in Hans Mayer einen gemeinsamen Lehrer gegeben hat. Vor allem an diesem Essay wird schließlich auch sichtbar – vielleicht noch deutlicher als an denen über das Philosophieren – wie sehr mir kurze „Auszeiten“ und produktive Muße bei meinen Bemühungen um wissenschaftlich besser fundierte Auseinandersetzungen mit den Krisen unserer Zeit geholfen haben und deshalb sehr wichtig sind.

In dem Essay über **„grenzgängerische Erfahrungen mit der Industriosozologie“** reflektiere ich meine Berufsbiographie als Arbeits- und Industriosozologie als die eines eher politikwissenschaftlich geprägten Grenzgängers – nach meinem Buch von 2013 muss man sagen von neuem und unter anderen Blickwinkeln. Ich habe mich in den letzten Jahren meiner Berufsbiographie an den Selbstverständigungsdiskussionen des Faches aktiv beteiligt und auch ein paar Resonanzen erzeugt. Deshalb habe ich mich nicht darüber zu beklagen, dass ich bei den Industriosozologen als Grenzgänger keine besonders große wissenschaftliche Anerkennung gefunden habe. Aber ich ärgere mich über die selbstreferentielle Selbstgenügsamkeit, die manche Repräsentanten aus dem akademischen Kern des Faches in ihren Bilanzierungen zeigen, zumal sie nicht frei von so manchen eitlen Einsprengseln sind. Ausgehend von den Ergebnissen eigener langjähriger wissenschaftlicher Arbeit kritisiere ich in diesem

Essay manche Diskurse im Mainstream des Faches. Ich verbinde dies mit einer Reflexion meiner Motive dafür, bei den Arbeits- und Industriesoziologen mit meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit eingestiegen und ein Berufsleben lang hängen geblieben zu sein.

Auch im folgenden Essay „**Demokratisierung der Arbeit – Demokratisierung der Wietschaft**“ geht es um meine arbeitssoziologischen Bezüge. Wichtig ist mir hier, mehr begriffliche Klarheit in Bezug auf das Verhältnis von Arbeit - als einem „Ensemblebegriff“ mittels dessen im Grunde alles als Arbeit verstanden werden kann – und Politik zu gewinnen. Letztere verstehe ich am ehesten angelehnt an den emphatischen Politikbegriff der Arendt. Anlass für diese Reflexionen ist ein stecken gebliebener Versuch, gemeinsam mit einem Freund und Kollegen drei Jahre nach dem Ende meiner Erwerbsbiographie noch einmal ein im Kern arbeitssoziologisches empirisches Forschungsprojekt mit zu initiieren. Dessen Fragestellungen hätten von der Demokratisierung der Arbeit bis hin zu Fragen der Demokratisierung der Wirtschaft führen sollen. Im Ergebnis komme ich dazu, von diesem gemeinsam ins Auge gefassten Projekt Abstand zu nehmen. Was dies für die Fortsetzung meiner in den letzten eineinhalb Jahren erfolgten Reaktivierung auf dem Feld der empirischen Arbeitsforschung im Kontext meiner alten Forschungsgruppe bedeutet, ist derzeit offen.

Der Essay über „**die Elexiere der Wissenschaft**“ wurde angeregt durch eine späte Lektüre von Hans Magnus Enzensbergers „Elixieren der Wissenschaft“. Erst vor kurzer Zeit ist mir dieses Buch in die Hände geraten. Enzensberger folgend geht es mir um den wissenschaftlich-technischen wie auch den sozialen Fortschritt. In, wie ich hoffe, kritisch-konstruktiver Auseinandersetzung mit seinen Überlegungen, denen ich hinsichtlich seiner Bewertung von Wissenschaft und Technik als für die Entwicklung der Moderne grundlegendem Menschheitsprojekt sehr weitgehend folge, bemühe ich mich, meine Unzufriedenheit mit Enzensbergers am Ende agnostischer Haltung gegenüber den sozialen Prozessen in Wissenschaft und Gesellschaft fundiert zu begründen. Allerdings kann man nur schwer von der Hand weisen, dass es manche gute Gründe gibt, den Fortschrittsoptimismus der frühen radikalen Französischen Aufklärung heute doch mit gewachsener Skepsis kritisch zu reflektieren.

Die Herausforderungen unserer Zeit sind groß, sie werden aber noch größer, wenn man sich klar macht, dass es nicht nur um demokratische Antworten auf multiple, ökonomische, ökologische und politische, Krisenprozesse unserer Zeit geht, sondern dass als zunehmend spürbare Drohung für viele Millionen Menschen auf diesem Planeten auch Kriege und Kriegsgefahren zu einer bitteren Realität geworden sind – mittlerweile auch wieder in Europa und an dessen Grenzen. Die von Margot Käßmann und Konstantin Wecker (2015) in ihrem jüngsten Buch angestellten Überlegungen, „warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt“, erweisen sich hier für mich als wichtiger Impuls. In meinem Essay „**radikale Demokratie und Pazifismus**“ wende ich mich diesen Überlegungen zu – und zugleich komme ich dabei auf die Anfänge meiner eigenen politischen Sozialisation zurück, die damit begann, dass ich im Winter 1967/68 auf einem Fahnenjunkerlehrgang die, unter den Bedingungen

des Grundgesetzes der Bundesrepublik ja eher unkomplizierte, für mich persönlich damals aber durchaus nicht einfache, Entscheidung getroffen habe, den Wehrdienst zu verweigern.

Zu dem Essay über „**Spiritualität, Religion, Wissenschaft und die Philosophie der Aufklärung**“ wurde ich Ende 2015 durch einige intensive Diskussionen in meinem Nahbereich angeregt. Mein jüngerer Sohn hatte seine ernüchternden Erfahrungen mit dem Wissenschaftsbetrieb an der modernen Massenuniversität nach der Bolognaform gemacht, fand inzwischen das Internet für seinen Wissenshunger anregender und begann sich zu meiner Überraschung intensiv mit Fragen der Esoterik zu beschäftigen. Der Essay geht im Blick auf die Folgen des wissenschaftsgläubigen 19. Jahrhunderts, als die Naturwissenschaften die Religion beerbten, sowie angesichts der multiplen Krisenentwicklungen unserer Gegenwart, die mittlerweile auch das politische Institutionensystem erfassen und angesichts derer nun auch die „gläubige Zuversicht“ in die Wissenschaften Risse bekommen hat, noch einmal der Frage nach, was dies einerseits für die heutige Wissenschaftsgläubigkeit bedeutet, andererseits für die Konjunktur der Esoterik als Äquivalent für religiöse Überzeugungen. Er mündet von da aus in die Frage, ob die radikalen philosophischen Konzepte der „Aufklärung“ nur noch ein „schwaches Irrlicht“ oder aber hartnäckige und immer noch Orientierungen bietende „wiedergängerische Gespenster“ in den Diskursen unserer Gegenwart sind.

Der Titel des folgenden Essays über die „**traurige Lage der Cassandra unter den Trojanern**“ greift eine Selbstbeschreibung aus der Georg-Büchner-Preis-Rede des Schriftstellers Wolfgang Koeppen über seine eigene Rolle auf. Es geht hier also nochmals um literarische Zugänge zu unserer sozialen Wirklichkeit. Ich wähle dazu einen Nachkriegsautor, der nach der geringen und zum Teil sehr kritischen öffentlichen Resonanz auf seine drei großen Nachkriegsromane als Romanschriftsteller früh verstummt ist. Ich habe ihn - in seinen Romanen, seiner Kurzprosa und seinen Reiseberichten - immer als herausragenden Autor angesehen und bin 2015 im Zusammenhang einer Reise in den Südwesten der USA neu auf seine „Berichte und Skizzen“, insbesondere den Bericht seiner Amerikareise aus dem Jahr 1959 gestoßen. Im Rückblick von heute aus war die erneute Lektüre in hohem Maße anregend und erhellend. Zugleich ist es im Blick auf meinen Essay zu zwei Romanen Christa Wolfs aufschlussreich zu sehen, wie diese Autorin, die nach dem Krieg als junge Schriftstellerin arbeitsteilig dem Aufbau einer besseren Welt glaubte zuarbeiten zu können, sich nach dem Ende des Realsozialismus in ihrem letzten Roman Positionen annähert, die für Koeppens Selbstverständnis wohl schon von seinen frühen Anfängen an kennzeichnend gewesen sind. Sie sind ernst zu nehmen. Und sowohl die „Hoffnungsmüdigkeit“ Wolfs wie auch der Pessimismus Koeppens bedeuten keineswegs Resignation. Sie fordern vielmehr zur Auseinandersetzung heraus – mit ihrem jeweiligen Blick auf die soziale Wirklichkeit wie auch mit dieser selbst.

Mit dem letzten Essay „**Im Angesicht der Herausforderungen des Epochenbruchs**“ begeben sich schließlich noch einmal ins Zentrum der Fragen, um die

mein sinnendes Nach- und Vorausdenken in meinen Essays, ebenso wie in meinen philosophischen Texten, kreist. Und zu diesem Zentrum gehört, dass es mir um intellektuelle Tätigkeit zu tun ist: um philosophisches Denken, Mitarbeit an wissenschaftlichen Analysen und – auf das sinnende Handeln folgend – um das praktisch-politische Zusammenhandeln mit anderen angesichts multipler gesellschaftlicher Krisenentwicklungen, die sich zu immer größeren Problemwolken auftürmen. Von Beginn meines Studiums an habe ich mich auf die *vita activa* geworfen, politisch engagiert und anwendungsnahe empirische Arbeitsforschung zugewandt. Die hat meine Berufsbiographie bestimmt. Ich bin da sozusagen der Marxschen Kritik aller bisherigen Philosophie gefolgt – und habe mich ziemlich rasch um die Philosophie nicht mehr allzu sehr gekümmert. Lange Zeit habe ich so über die systematischen Unterschiede zwischen Philosophie und Wissenschaft kaum einmal nachgedacht. Aber in den Jahren meiner wissenschaftlichen Arbeit wurde mir doch immer klarer, dass ich nicht nur mit Gefahren spezialdisziplinärer Selbstbegrenzung zu kämpfen hatte. Sicher, gerade mit meinem Anspruch auf anwendungsorientierte Arbeitsforschung durfte ich kein „Fachidiot“ werden; doch ich merkte auch, dass und wie ich in meiner Arbeit Gefahr lief, mich von „spontanen Philosophien“ leiten zu lassen. Philosophie auf der Höhe der Zeit wurde so zur Herausforderung. Die Essays auf meiner Homepage Ergebnis dieser Einsicht; und mein 2014 veröffentlichtes Buch über „politische Subjektivierung“ für ein reifes zivilisatorisches Modell wurde so zu meinem ersten, das mein Verlag unter der Rubrik Philosophie angekündigt hat, auch wenn es im ersten Teil dieses Buches um sozialwissenschaftliche Analysen in Bezug auf die Multiplen Krisenprozesse unserer Zeit geht. Sie habe ich in der 2016 folgenden Untersuchung *„Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus“* fortgesetzt. Für die Arbeit an beiden Büchern war die parallele Beschäftigung mit diesen Essays ebenso wichtig wie eine zunehmende Auseinandersetzung mit Philosophischen Fragen, die an anderer Stelle dieser Homepage dokumentiert sind, wichtig. Ich habe darüber wieder festeren Boden unter meinen Füßen für das politische Zusammenhandeln mit anderen gewonnen. Der Essay über die Herausforderungen des Epochenbruchs fasst Ergebnisse meiner philosophischen wie wissenschaftlichen Arbeit der letzten Jahre pointiert zusammen.

Nachdem es so in mehreren Essays auf die eine oder andere Weise um meine berufsbiographischen Bezüge zur anwendungsorientierten empirischen Arbeitsforschung geht, wechselt die Perspektive vor allem in den letzten Essays so noch einmal deutlich. Der Blickwinkel, wissenschaftlich, philosophisch oder auch literarisch geprägt, ist nun eher der eines zweifelnden Nachdenkens darüber, dass die Erfolge eines solchen Gestaltungsanspruches durchaus fraglich sind und bleiben. Es geht um eine existenzialistische Grundhaltung, etwa im Sinne von Albert Camus glücklichem Sisyphos. Es geht – mit Konstantin Wecker - um das Nachdenken über „die Kunst des Scheiterns“. Und es geht weiter um das Spannungsverhältnis von Einsichten in den „losgelassenen Verzehrungsprozess“, von dem die Arendt spricht, dem wir in einer – naturalistisch betrachtet – durchaus „absoluten Bewegung des Werdens“, die der Hegelschüler Marx in seinen „Grundrissen“ noch emphatisch gefeiert hat, vielleicht am Ende nur hilflos ausgesetzt sind, weil wir dieser Bewegung eben nicht

eine reifere menschliche Ordnung der Dinge aufprägen können. Ich bewege mich so, immer wieder zurückkommend auf die Impulse zu neuem Nachdenken, die mich in den Jahren 2008/9 zum Verfassen der drei ersten Essays veranlasst haben - Kurzweils Traum habe ich im Grunde ja erst später zu einem Essay ausgearbeitet - zwischen einer sehr skeptischen, ein wenig von der „Hoffnungsmüdigkeit“ Christa Wolfs beeindruckten Reflexion hin zu Überlegungen, die doch wieder darauf zielen, den Felsbrocken auf den Berggipfel zu rollen. Schließlich haben die Essays, die hier versammelt sind, entsprechende Anstrengungen im Zuge meiner Buch- und Aufsatzproduktion der letzten zwei, drei Jahre sowie meiner direkteren arbeitspolitischen Aktivitäten reflektierend begleitet. Und ich beabsichtige dies fortzusetzen: meine arbeitspolitische Praxis in Form meiner Beteiligung an Dialogen zwischen Wissenschaft und außerwissenschaftlicher Praxis und meine wissenschaftliche Arbeit an drängenden Fragen der Zeit, begleitet von einer stetigen Reflexion darauf, was ich so tue und was zugleich solches tastendes Probieren (Montaigne) oder auch sinnendes Handeln (Arendt) mit mir macht.